

Er scheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 Mk. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigensatz: Die einseitige Nonpareilzeile
60 Pf., Reklamzeile 6 W. Ermäßigungen nach Tarif.
Bescheidkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37596. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Politischer Mord in Polen.

Ein sozialistisches Magistratsmitglied getötet.

Warschau, 4. Januar. (Eigenbericht.)

Ein Mitglied der sozialistischen Spaltungsguppe, der sogenannten „revolutionären Fraktion“, ermordete gestern in Betrikau einen höheren Magistratsbeamten, der Mitglied der polnischen sozialistischen Partei ist. Die Tat ist wahrscheinlich auf politische Motive zurückzuführen. Die Erbitterung der Arbeiterschaft gegen die Schädlinge der proletarischen Bewegung wächst von Tag zu Tag. Nach Bekanntwerden des Mordes haben in Warschau und im ganzen Lande zahlreiche Arbeiterorganisationen scharfe Resolutionen gegen die „revolutionäre Fraktion“ gefaßt, deren Einfluß in den Arbeiterkreisen immer mehr schwindet. Ihre politische Bedeutung verdankt die Spaltungsguppe lediglich der Unterstützung, die sie von der Regierung erfährt.

Wie von anderer Seite aus Betrikau gemeldet wird, hatte dort im Stadthaus der Magistratsbeamte Kaszjinski um eine Unterredung mit dem Bürgermeister nachgesucht, wurde jedoch in Abwesenheit des Bürgermeisters von dem sozialistischen Magistratsmitglied Kaszowski empfangen. Im Verlaufe der Unterhaltung, die immer mehr an Schärfe zunahm, zog Kaszowski plötzlich einen Revolver und gab vier Schüsse auf Kaszowski ab, die tödlich wirkten. Der Mörder verließ darauf das Zimmer und versuchte abermals zum Bürgermeister vorzubringen. Als er ihn auch in seinem Empfangszimmer nicht antraf, gab er drei Schüsse auf einen dort hängenden Mantel des Bürgermeisters ab und versuchte darauf, durch das Fenster zu entkommen. Die Polizei nahm die Verfolgung sofort auf und konnte Kaszowski bald verhaften. Die Untersuchung ist im Gange. Anscheinend handelt es sich um einen politischen Mord oder um einen Racheakt. Im ersten Verhör erklärte der Mörder, daß er seit dem Jahre 1917 Mitglied der polnischen sozialistischen Partei gewesen sei. Vor kurzem sei er jedoch zur „revolutionären Fraktion“, der neuen regierungsfeindlichen Spaltungspartei, übergegangen. Der Ermordete habe ebenso wie der Bürgermeister der Sozialistischen Partei angehört.

Das Faschistenattentat gegen den König. Die Schuldigen an der Mailänder Katastrophe ermittelt.

Aus Mailand ist der dortige Generalsekretär der faschistischen Partei, Giampaoli, geflüchtet. Er ist durch einen neuen Generalsekretär ersetzt worden, und auch andere frühere Beamte der Mailänder Faschistenorganisation sind von ihrem Posten entfernt worden. Diese Maßnahmen beruhen darauf, daß die Spitzen der Mailänder Faschistenpartei das Attentat gegen den König am 12. April 1928 feilgeboten haben.

Unmittelbar nach dem Mailänder Attentat tauchte bereits die Vermutung auf, daß die Faschisten diesen Anschlag veranlaßt hatten. Die Untersuchung der Justizbehörden verlief zunächst ergebnislos. Da sie gegen die eng zusammenhaltende Clique der Faschistenverbrecher sich nicht durchsetzen konnte. Das Attentat hat 20 Menschen das Leben gekostet. Die Bombe war in einer Kassa für den Strahle verborgen gewesen, die der königliche Zug passieren mußte; sie explodierte einige Minuten, bevor der König die Stelle passierte.

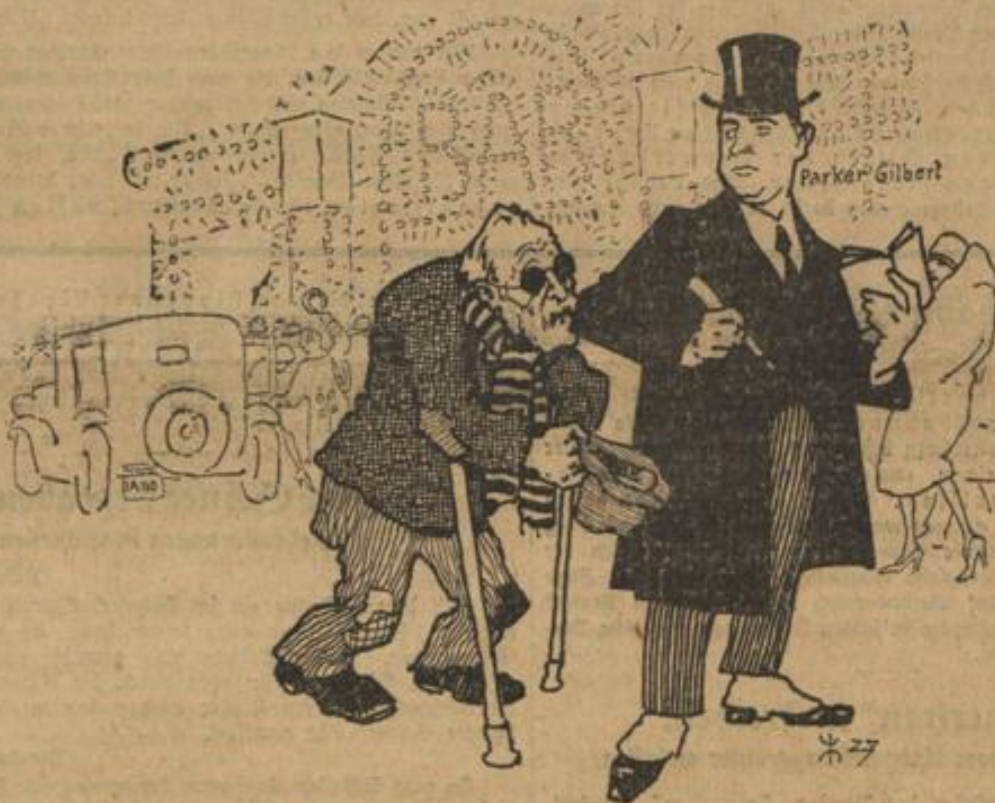
Feuer in den Horchwerken. Dachstuhlbrand im Norden.

Die Feuerwehr war heute früh mit der Bekämpfung zweier gefährlicher Brände stundenlang beschäftigt.

Der erste Alarm kam aus der Flottenstr. 39/40 zu Reinickendorf-Ost. In einer großen Wagenhalle der Autowerke Horch war aus noch unbekannter Ursache Feuer entstanden, das schnell um sich griff. Vier Autos wurden von den Flammen erfasst und zerstört. Zum Glück gelang es der Feuerwehr, den Brand bald auf seinen Herd zu beschränken.

Die zweite Meldung lief aus der Volkstr. 31 ein. In einer Bodenkammer des Vorderhauses war gegen 17 Uhr Feuer ausgebrochen, das in kurzer Zeit großen Umfang annahm. Das Feuer, das an den Bodenpfehlagen, Gerümpel usw. überaus reiche Nahrung fand, griff auf den Seitenflügel nachstuflich über. Erst nach zweifelhafter Löschfähigkeit war der Brand niedergelämpft. Auch in diesem Falle konnte die Entstehungsurache noch nicht ermittelt werden.

Reparationsagent und Bettler.



Parker Gilbert: „Sehen Sie fort. Ihr Anblick stört meinen Eindruck vom Reichtum Deutschlands.“

Der Wiederaufbau gedeckt.

Die Spanne zwischen Reparation und Schulden.

London, 4. Januar.

„Times“ erörtert den Bericht des Generalagenten für Reparationen und sagt: Die verhältnismäßig kurze Erfahrung der letzten Jahre ist kein Beweis dafür, daß der Transfer der vollen Dawes-Annullitäten während einer langen Periode durchgeführt werden kann, aber es scheint ziemlich klar zu sein, daß Deutschland durchaus imstande sein wird, die vernünftigen Forderungen seiner Gläubiger zu erfüllen. Nachdem es einmal den Weg der Verhandlungen beschritten hat, muß es hierzu bereit sein. Die Politik Großbritanniens in dieser Frage ist unzweifelhaft in der Balfour-Note niedergelegt. England wünscht nicht, Reparationen um ihrer selbst willen über eine Summe hinaus zu erhalten, die zusammen mit den alliierten Zahlungen für den englischen Schuldendienst an Amerika ausreichen. Frankreich seinerseits wird über die zur Befreiung seiner Kriegsschuld an die Vereinigten Staaten und England notwendigen Summen hinaus einen Beitrag zu den Kosten der Wiederherstellung der zerstörten Gebiete fordern und die Höhe dieses Beitrages wird zweifellos eine der Hauptfragen sein, über die der Sachverständigenausschuß zu entscheiden haben wird. Die Annullitäten des Dawes-Planes von 125 Millionen Pfund Sterling lassen einen beträchtlichen Saldo übrig, wenn die Gesamtzahlungen der Alliierten an die Vereinigten Staaten und die unvermeidbaren Belastungsposten abgezogen sind. Der Gesamtbetrag dieser Zahlungen steigt von ungefähr 50 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1930 auf ungefähr 70 Millionen Pfund Sterling

im Jahre 1940 und erreicht etwas über 80 Millionen Pfund Sterling während der Jahre 1930 bis 1937. Es ist daher klar, daß selbst dann, wenn eine Verminderung der Dawes-Annullitäten vorgenommen werden sollte, noch erhebliche Summen für Wiederaufbauzwecke übrig bleiben würden. Bei den Verhandlungen, die zur Bildung des Sachverständigenausschusses geführt haben, hat Poincaré eine durchaus realistische Auffassung der Lage gezeigt, und es darf angenommen werden, daß Frankreich nicht den Wunsch hegen wird, auf Forderungen zu bestehen, die eine endgültige Regelung gefährden und das wirtschaftliche Leben Europas wieder zurückwerfen würden.

Autobuskatastrophe in Belgien. Fünfzehn Tote.

Brüssel, 4. Januar.

In der Nähe von Lüttich ist ein Automobil, das Arbeiter in eine Fabrik beförderte, gestern in die Durthe gestürzt. Fünfzehn Arbeiter sind ertrunken.

Deckeneinsturz in einem Kino.

Bologna, 4. Januar.

Bei Zuschmüdungsarbeiten an dem erst seit zwei Monaten in Betrieb befindlichen Kino Reale stürzte die Decke plötzlich ein. Vier Arbeiter wurden schwer verletzt aus den Trümmern geborgen. Eine sofort eingeleitete Untersuchung und die Vernichtung der Verletzten brachten stark belastendes Material gegen den flüchtigen Baumeister und den Besitzer zutage. Das Unglück hätte eine bedeutend größere Zahl von Opfern gefordert, wenn es zur Zeit der Vorstellung erfolgt wäre, die zwei Stunden später begonnen hätte.

Erweiterung des Zentrallughafens Stalin für Gewerkschaftsspaltung

Berichte 2. Seite

Stalin für Gewerkschaftsspaltung.

Mit den Unorganisierten gegen die Verbände.

Auf zwei Seiten bringt die „Rote Fahne“ Erklärungen Väterschen Stalins im Präsidium des Otki zu dem Offenen Brief an die Mitglieder der Kommunistischen Partei Deutschlands über „die rechte Gefahr“. Mit dankenswerter Offenheit äußert sich Stalin über

„die Lehren des Ruhrkampfes“:

„Die deutschen Kommunisten haben in der Periode der Ruhrkämpfe die Tatsache festgestellt, daß die nichtorganisierten Arbeiter sich als revolutionärer erwiesen haben als die organisierten Gewerkschafter. Genosse Humbert-Droz ist darüber empört und behauptet, daß das unmöglich der Fall sein könne. Seltsam! Warum sollte das unmöglich sein? In der Ruhr gibt es gegen eine Million Arbeiter. Davon sind etwa 200 000 gewerkschaftlich organisiert. Die Gewerkschaften werden von reformistischen Bureautrotzen geführt, die mit allen Fasern mit der Kapitalistenklasse ver wachsen sind. Warum ist es erstaunlich, wenn nichtorganisierte Arbeiter sich revolutionärer gezeigt haben als organisierte? Konnte es denn überhaupt anders sein?“

Aus dieser Entdeckung, die die Kommunisten auf der richtigen Moskauer Linie im Ruhrkampf gemacht haben, die in nichts anderem besteht als in der Tatsache, daß die Unorganisierten sich von den Kommunisten leicht einfangen lassen, wenn es gegen die Gewerkschaften geht, zumal dann, wenn der U.S.S.R. Speck in die Falle gehängt wird, zieht Stalin Schlussfolgerungen für

„Neue Formen des Kampfes“.

„Genosse Serra — sagt Stalin — billigt es nicht, daß die deutschen Kommunisten im Kampf um die Organisation der ausgebeuteten Metallarbeiter über den Rahmen der bestehenden Gewerkschaften hinausgegangen sind und diesen Rahmen erschüttert haben. Er erblickt darin eine Verletzung der Beschlüsse des IV. Kongresses der Roten Gewerkschaftsinternationale. Er versichert, daß die R.D. die Kommunisten angewiesen habe, nur innerhalb der Gewerkschaftsverbände zu arbeiten. Genossen, das ist Unsinn! Die R.D. hat nichts dergleichen gesagt. (Wosowski: Sehr richtig!) Das behaupten, heißt, die Kommunistische Partei zu der Rolle eines passiven Zuschauers bei den Klassenkämpfen des Proletariats verurteilen zu wollen. Das behaupten, heißt, die Idee der führenden Rolle der Kommunistischen Partei in der Arbeiterbewegung zu Grabe zu tragen. Das Verdienst der deutschen Kommunisten besteht gerade darin, daß sie sich von dem Geschwätz vom „Gewerkschaftsrahmen“ nicht haben schrecken lassen, daß sie diesen Rahmen überschritten und den Kampf der Unorganisierten gegen den Willen der Gewerkschaftsbureautrotzen organisiert haben. Das Verdienst der deutschen Kommunisten besteht gerade darin, daß sie neue Formen

des Kampfes und der Organisation der unorganisierten Arbeiter gesucht und gefunden haben. Möglicherweise, daß sie dabei eine Reihe unwesentlicher Fehler begangen haben. Aber eine neue Sache geht niemals ohne Fehler ab. Aus der Tatsache, daß wir in den reformistischen Gewerkschaften arbeiten müssen — vorausgesetzt, daß diese Gewerkschaften tatsächlich Massenorganisationen sind — folgt noch keineswegs, daß wir unsere Massenarbeit auf die Tätigkeit in den reformistischen Gewerkschaften beschränken, daß wir zu Stillen der Normen und Forderungen dieser Verbände werden sollen. Wenn die reformistische Führung mit dem Kapitalismus ver wächelt (siehe die Resolutionen des VI. Komintern-Kongresses und des IV. Kongresses der R.D.) und die Arbeiterklasse einen Kampf gegen den Kapitalismus führt, kann man da behaupten, daß der Kampf der von der Kommunistischen Partei geführten Arbeiterklasse ohne ein gewisses Sprengen des bestehenden reformistischen Gewerkschaftsrahmens abgehen kann? Es ist klar, daß man dergleichen nicht behaupten kann, ohne einem Opportunismus zu verfallen. Vollkommen denkbar wäre daher eine solche Situation, in der es notwendig werden kann, parallele Massenorganisationen der Arbeiterklasse zu schaffen, entgegen dem Willen der sich an die Kapitalisten verkaufenden Bonzen. Eine solche Situation haben wir bereits in Amerika. Es ist durchaus möglich, daß auch in Deutschland die Entwicklung in dieser Richtung verlaufen wird.“

Das heißt mit dürren Worten, daß die R.D. auch in Deutschland nicht vor einer Spaltung der Gewerkschaftsbewegung zurückschrecken darf, wenn die „Eroberung“ der „reformistischen“ Gewerkschaften Deutschlands den Moskauern zu lange dauert.

Nebenbei: Stalin, der Bonze aller Bonzen, bezeichnet die deutschen Gewerkschaftsführer als Bonzen. Moskauer, das sich seine Beute kauft, unterstellt den Gewerkschaftsführern, sie verkaufte sich an die Kapitalisten. Zum Nachen, wenn es nicht zu russisch wäre!

Die Gewerkschaften können es nur begrüßen, wenn über die Pläne der R.D. gegen die deutsche Gewerkschaftsbewegung volle Klarheit besteht. Neue Formen des kommunistischen Kampfes gegen die Gewerkschaften sind es nicht, die Stalin hier vorzeichnet, neu ist nur, daß er sich offen zu ihnen bekennt. Und das ist gut so.

Wir wollen den Moskauern ihren Glauben an die revolutionären Unorganisierten, die nach dem Kriegsausbruch die Gewerkschaften überlisteten und sich wieder zurückzogen, als es ans Beirtragen ging, nicht rauben. Um so mehr müssen wir der kommunistischen Parole entgegenwirken: „Mit den Unorganisierten gegen die Gewerkschaften“, indem wir alles daransetzen, die Unorganisierten ihren Gewerkschaften zuzuführen.

Außerhalb des Flughafens wird in diesem Jahr vor allem an der weiteren Verbesserung der Zufahrtsstraßen gearbeitet werden. Außer der Verbreiterung der Flughafenstraße unter Hinzunahme eines Geländestreifens des Garnisonfriedhofes wird der ganze Vorplatz vor dem Verwaltungsgebäude großzügig ausgestaltet und mit Wartehäuschen, Parkstellen und Tankanlagen versehen, und schließlich wird von hier aus nach 1929 der seit langem geplante Durchbruch der Bilitzstraße nach der Haseheide erfolgen, so daß auf diese Weise ein neuer wichtiger Zufahrtsweg zum Flughafen geschaffen wird.

„Zu nationaler Unterricht.“

Zur Naturgeschichte deutschnationaler Lügen.

Die „Deutsche Zeitung“ bringt einen Jammerartikel über „Bestimmungsnot des nationalen Beamtentums“, das heißt über disziplinarische Bestrafungen von Beamten, welche die Republik und ihre Farben beschimpft haben. Dabei erwähnt sie auch den Fall eines „64jährigen Direktors in Minden“, den der oberste Disziplinarhof in Berlin mit Dienstentlassung bestraft habe,

„weil sein Unterricht zu national ist“.

Die Behauptung ist nicht neu. Sie wurde in fast der gleichen Form von dem deutschnationalen Landtagsabgeordneten Rektor Lufassowich am 4. Oktober 1928 in der 13. Sitzung des Preussischen Landtags vorgetragen. Es handelt sich, nebenbei bemerkt, um die Dienstentlassung eines gewissen Rektor Bohnenkamp aus Minden. Als Herr Lufassowich — fast gleichlautend mit der „Deutschen Zeitung“ — erklärte, daß Herr Bohnenkamp gemahregelt worden sei, weil er sich „in seinem Unterricht etwas zu national eingestellt habe“, wurde er durch Zwischenruf der Sozialdemokratie aufgespartet, doch deutlich zu sagen, worin dieser „zu nationale Unterricht“ des Rektors Bohnenkamp bestanden habe. Aber Herr Lufassowich taufte mit der schönen Bemerkung: „Das würde zu weit führen (!)“.

Was Herr Lufassowich unterließ, holte in der weiteren Aussprache der sozialdemokratische Redner, Genosse Kuttner, nach. Er teilte unter stürkster Heiterkeit und Entrüstung des Hauses mit, daß der „zu nationale Unterricht“ des Rektor Bohnenkamp bestanden hat in —

unflätigen Witzen auf den verstorbenen Reichspräsidenten Ebert

und dessen Gattin. Herr Bohnenkamp hat im Unterricht der Fortbildungsschule solche Witze, die gemeinhin auf Rasse und Frau stürzen, also Witze, die ein besonderes Maß von Unbildung und Ungezogenheit blockieren, auf den Namen von Ebert und dessen Gattin in den Fortbildungsschulen vorgelesen. Das war sein „zu nationale Unterricht“. Der Redner führte konkrete Beispiele solcher von Bohnenkamp erzählten „Witze“ an.

Weder der deutschnationalen Redner, der nach Kuttner sprach, noch Herr Lufassowich selber konnten diese Tatsachen bestreiten, sie machten nicht einmal den Versuch dazu.

Aber jetzt, nach einem Vierteljahr, wird die abgelebte deutsch-nationale Lüge von der „Deutschen Zeitung“ wieder aufgewärmt. Es geht nichts über Hartnäckigkeit im Lügen.

Mietstreiber!

Kräfte am Werk um Mietsteigerung durchzusetzen.

In einer Zeit, wo der Arbeitsmarkt von einer neuen Krise heimgesucht wird, mitten in einem schweren Winter, sind Kräfte am Werk, die die Ministerien, denen die Miet- und Wohnungsfragen anvertraut sind, für eine Mietsteigerung harj machen wollen.

Zunächst haben die edlen Menschenfreunde, die die Bevölkerung mit einer Steigerung der Mieten beglücken wollen, im Preussischen Wohlfahrtsministerium zu pflügen versucht. Anschließend hat man ihnen dort nicht energisch genug auf die Finger geklopft; denn die Mietsteigerungstreiber haben sich sogar dem Reichsarbeitsministerium genähert. Wegen die sauberen Pläne der offenen und verstellten Freunde der Hausbesitzer muß daher rechtzeitig Alarm geschlagen werden.

Auch die Mietpreissteigerer arbeiten — wie alle Leute, die die Bevölkerung prallen und schröpfen wollen — mit sozial klingenden Redensarten. Mietsteigerung — selbstverständlich nicht zur Bereicherung der Hausbesitzer, sondern — zur Förderung des Wohnungsbaues! Man will also die Wohnungsnot durch Schaffung neuer Mietwohnungen bekämpfen, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wer den Wohnungsneubau fördern will, der soll sich die Vorschläge der freien Gewerkschaften etwas näher ansehen. Wären diese Vorschläge rechtzeitig beachtet worden, dann wäre man heute im Wohnungsbau weiter. Aber man wollte nicht den Weg gehen, den bereits vor Jahren Oberschmidt empfohlen hatte. Warum wird z. B. nicht die Hauszinssteuer endlich einmal gründlich für den Wohnungsbau ausgeschöpft? Was wir brauchen, ist eine Reform der Hauszinssteuer, aber keine Mietsteigerung, mit der schließlich doch wieder nur zu einem guten Teil die Taschen der Hausbesitzer gefüllt würden. Leute, die mitten in diesem Winter der Arbeitslosigkeit, in einer Zeit erhöhter Ausgaben für Nahrung und Kleidung mit Mietsteigerungsplänen umgehen und die maßgebenden Stellen damit drangalieren, müssen gar kein Augenmaß haben. Soweit wir sehen, haben die Mietstreiber bei den maßgebenden Stellen keine Gegenliebe gefunden. Trotzdem lassen die Herrschaften anscheinend nicht locker. Die Verbeisserer erwarten von den Regierungsstellen, vor allem von den sozialistischen Ministern, daß sie die Zumutung, jetzt die Bevölkerung mit einer Mietsteigerung zu überfallen, energisch zurückweisen. Die Lebensinteressen der breiten Massen müssen den Vertummelungsinteressen der Haus- und Grundbesitzer vorangehen.

Die Rot in Waldenburg.

Der verschwundene Liebesgabenwaggon.

Landeshut, 4. Januar.

Aus der Sammlung für die Kinder des Kreisgebietes Waldenburg-Neurode-Landeshut soll der Kreis Landeshut 11 000 Mark für Kinderbesuche und einen kleineren Teil der Sachspenden erhalten. Große Aufregung war durch die vor Weihnachten verbreitete Mitteilung entstanden, daß der für Neurode und Landeshut bestimmte Waggon mit Liebesgaben spurlos verschwunden sei. Nach etwa 14-tägigen Nachforschungen sind die vermischten Sachspenden jetzt aufgefunden worden. Es hat sich ergeben, daß sie sich im Waldenburger Kreisbureau befinden, so daß jetzt endlich die Verteilung der Sachen an sinderreiche Bergarbeiterfamilien erfolgen kann. Von dem Inhalt der wiedergefundenen Waggons erlassen zwei Drittel auf den Kreis Neurode und ein Drittel auf den Kreis Landeshut.

Stadtbahn ohne Strom!

Eine seltsame Verkehrshörung.

Durch einen eigenartigen Unfall wurde heute mittag der elektrische Stadtbahnverkehr auf der Strecke Schiffsicher Bahnhof—Charlottenburg lahmgelegt. Aus noch ungeklärter Ursache wurde von einem ausfahrenden Zug ein Stromschienenbock abgerissen, so daß die Strecke aus diesem Grunde sofort stromlos gemacht werden mußte. Bis zur Behebung des Schadens, die mehrere Stunden dauern dürfte, werden die Dampfzüge über die Ferngleise umgelenkt. Die elektrischen Züge kehren auf dem Bahnhof Alexanderplatz um. Durch den Vorfall hatten sämtliche Stadtbahnzüge in beiden Richtungen erhebliche Verspätungen zu verzeichnen.

„Zimmertreu“ in Freiheit.

19 Verhaftete vom Untersuchungsrichter entlassen.

Die 21 Mitglieder des Vereines „Zimmertreu“, der letzten Tagen in die Schlacht am Schiffsicher Bahnhof verurteilt, können von Glück sagen. Sie sind gestern nachmittag bis auf zwei von dem neu ernannten Polizeirichter, Amtsgerichtsrat Pieper, wieder in Freiheit gesetzt worden.

Die schieferhafte Tätigkeit der Kriminalpolizei in den letzten Tagen ist damit null und nichtig, denn es wird kaum möglich sein, die neunzehn Entlassenen in kurzem wieder zur Stelle zu haben. In der Haft behalten wurde ein seit Jahren gesuchter Schwerverbrecher und ein anderer, der als der Hauptführer bei dem Krawall gilt. Aber auch bei den neunzehn anderen liegen sehr viele zwingende Verdachtsmomente vor, so daß es unverständlich ist, weshalb ihre Freilassung so prompt erfolgen mußte. Es handelt sich durchweg um vorbestrafte Leute, die in der Gegend vom Schiffsicher Bahnhof als Raubvolde bekannt sind. Sie gehören jenem berüchtigten Verein „Zimmertreu“ an, der die Raubhände mit den Zimmerleuten zu einer großen Straßenschlacht ausarteten ließ, die bekanntlich auch ein Todesopfer forderte.

Der Schnellrichter hat hier mit so außerordentlicher Eile gearbeitet, daß man sich verwundert fragen muß, wie er nach wenigen Stunden bereits die Ueberzeugung gewinnen konnte, die Neunzehn sind unschuldig. In welcher Weise die Kriminalpolizei jetzt arbeiten soll, um die Urheber der Straßenschlacht festzustellen, läßt sich im Augenblick nicht sagen, da ja die Möglichkeit besteht, daß der Vernehmungsrichter auch neu Verhaftete sofort wieder auf freien Fuß setzt.

Hinab in die Tiefe.

Todessprünge auf die Straße.

Als der letzte Ausweg erscheint vielen immer wieder der freiwillige Abschied vom Leben. Neben anderen wurden heute zwei Fälle bekannt, in denen Verzweifelte durch einen Sprung aus der Höhe eines Großstadthauses ihr Leben beenden wollten. Der erste dieser Fälle spielte sich heute vormittag in der Feuerstraße 6 in Schöneberg ab. Dort stürzte sich der 33-jährige Kaufmann Friedrich Laurich aus dem Fenster seiner im 4. Stockwerk gelegenen Wohnung auf die Straße hinab. Er, der mit zerstreuten Gliedern demütiglos auf dem Bürgersteig liegen blieb, wurde zur nahegelegenen Rettungsstelle 34 gebracht, wo er nach kurzer Einlieferung starb. Der Grund zu der Verzweiflung ist unbekannt.

Auf die gleiche Weise versuchte eine 19-jährige Haus-

angestellte, die in der Lippehner Straße 3 beschäftigt ist, ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Sie stürzte vom Balkon des dritten Stockwerkes in die Tiefe. Straßenpassanten brachte das schwerverletzte Mädchen ins Krankenhaus am Friedrichshagen, wo es hoffnungslos daniederliegt. Liebeskummer ist das Motiv zur Tat.

Im Schnee begraben.

Verkehrshörungen in Schlesien.

Wissen, 4. Januar.

Seit dem 1. Januar ist im Böhmerwaldgebiete dichter Schnee gefallen. Er liegt über einen Meter hoch. Es liegen meterhohe Schneewehen. Große Gebiete sind gänzlich vom Verkehr abgeschnitten. Pferde können nicht durch, die Autos bleiben stecken. In Einsichten müssen Häuser ausgegraben werden. Es werden schwere Schneeburden gemeldet.

Breslau, 4. Januar.

In ganz Schlesien gingen am Donnerstag sehr starke Schneefälle nieder. Infolge des heftigen Nordostwindes kam es zu großen Schneeverwehungen, die teilweise zu Verkehrshörungen und Störungen im Eisenbahnverkehr führten.

Erweiterung des Zentralflughafens.

Bau einer neuen Halle und einer Funkpeilstation.

Auch in diesem Jahre wird der Berliner Zentralflughafen als modernste und vorbildlichste Anlage dieser Art wieder erweitert und mit neuen Anlagen versehen werden.

Zunächst muß der Platz selbst an seiner Südgrenze durch Hinzunahme eines Teiles des Laubentolmiegeländes um rund 80 000 Quadratmeter vergrößert werden, damit bei entsprechenden Windverhältnissen ein genau in der Südrichtung laufender Start ermöglicht werden kann, was bisher nicht der Fall war und zu Unzuträglichkeiten führte. Von der im vorigen Jahr in Angriff genommenen Rollbahn, die sich in einer Riesenellipse über den ganzen Flughafen ziehen wird, sollen ungefähr weitere 40 000 Quadratmeter fertiggestellt werden, so daß sie in ihrem nördlichen Teil bis zur Mitte der Ost- und Westgrenze ganz betriebsfertig sein wird. An der Ostgrenze des Flughafens wird eine neue massive Halle für Sport- und Reklameflugzeuge errichtet, damit die bisherigen großen Hallen künftighin lediglich der Unterbringung der Verkehrsflugmaschinen der Luftwaffe dienen können. Bemerkenswert ist vor allem der für dieses Jahr gleichfalls an der Kauldäner Seite des Platzes vorgesehene Bau einer besonderen Funkpeilstation. Die Entwicklung des Luftverkehrs während der Nacht und auch sonst bei unsichtbarem Wetter, Nebel usw. zwingt zur verstärkten Anwendung der Funkpeilung, damit die Piloten auch bei mangelnder Boden-sicht jederzeit über den Standort ihrer Maschine unterrichtet werden können. Da gleichzeitig auch der sonstige Luftverkehr zwischen den Flugzeugen und den Flughäfen zur Nachrichtenübermittlung, Weiterberatung usw. immer umfangreicher wird, war es notwendig, die Bodenstationen von der Funkpeilung zu entlasten und hierfür eine besondere Station in Tempelhof zu errichten. — Die Nachtbeleuchtung des Flughafens bleibt unverändert und wird nur der Vergrößerung des Platzes entsprechend erweitert werden. Darüber hinaus wird aber die Flughafen-Gesellschaft die dem Tempelhofer Feld sehr nahegelegenen hohen Schornsteine der Sarotti-Fabrik und eines anderen industriellen Unternehmens in Tempelhof mit roten Neon-Röhren ausrüsten, die zur Nachtzeit startenden und ankommenden Maschinen gleichzeitig als Warn- und Leuchtzeichen dienen werden.

Es wird mehr geheiratet.

Geringe Steigerung der Geburten- und Sterbeziffern.

Die starke Zunahme der Eheschließungen, die man seit einigen Jahren feststellen kann, zeigte sich auch im dritten Vierteljahr 1927. Von den 33 preussischen Großstädten hatten, wie der „Statistischen Korrespondenz“ zu entnehmen ist, bis auf drei sämtlich eine Heiratsziffer, die die des gleichen Vierteljahres 1927 — zum Teil erheblich — überstieg. Das Mittel der Heiratsziffern betrug 10,36 Promille gegenüber 9,42 Promille im Vergleichsvierteljahr. Die höchsten Heiratsziffern hatten wieder einige Großstädte des rheinisch-westfälischen Industriebezirks: Duisburg (11,60 Promille), Hagen i. W. (11,73 Promille), Homborn (11,45 Promille). Die niedrigsten Ziffern finden sich bei Münster i. W. (8,70 Promille) und Gleiwitz (7,78 Promille).

Die rückläufige Bewegung der Geburlichkeit, die seit langer Zeit zu beobachten ist, scheint in diesem Jahre zu einem gewissen Stillstand gekommen zu sein. Nachdem bereits im ersten Vierteljahr die Geburtenziffern eine — wenn auch geringe — Steigerung gegenüber dem gleichen Vierteljahr 1927 erfahren hatte und im zweiten Vierteljahr auf dem Stande des entsprechenden Zeitraumes des Vorjahres geblieben war, zeigte sich im dritten Vierteljahr bei der überwiegenden Mehrzahl der Großstädte wieder eine Zunahme. Selbst Berlin hat diesmal eine etwas höhere Geburtenziffer. Das Mittel der Geburtenziffern der preussischen Großstädte betrug 18,10 Promille, im gleichen

Industrielle.



„Die Arbeitslosigkeit wächst. Wir brauchen nicht mehr auszulassen.“

Vierteljahr 1927 dagegen nur 17,85 Promille. Die höchste Geburtenziffer hatte Homborn (26 Promille), die niedrigste Berlin (10,50 Promille).

Die mittlere Sterblichkeitsziffer des Berichtsvierteljahres (10,84 Promille) war etwas höher als die des dritten Vierteljahres 1927 (10,36 Promille). Trotzdem war sie niedrig im Vergleich zu früheren Zeiträumen. Die Sterbeziffern der meisten Großstädte lagen im Berichtsvierteljahr zwischen 9 und 12 Promille. Wilhelm a. d. Ruhr und Oberhausen hatten mit 8,12 Promille und 8,60 Promille die niedrigsten Sterblichkeitsziffern. — Auch die Säuglingssterblichkeit war im Berichtsvierteljahr günstig. Auf 100 Lebendgeborene kamen im Durchschnitt der Großstädte 8,4 Sterbefälle von Kindern unter einem Jahr gegenüber 8,1 im dritten Vierteljahr 1927. — Der Geburtenüberschuss des Berichtsvierteljahres (7,26 Promille) hielt sich im Mittel etwa auf der Höhe des gleichen Zeitraumes des Vorjahres (7,30 Promille).

Rumänien passbereit.

Wird Moskau auch hier untergeordnet?

Bukarest, 4. Januar.

Das von der Sowjetregierung an Polen gerichtete Angebot über den Abschluß eines Nichtangriffspaktes beschäftigt die rumänische öffentliche Meinung im höchsten Grade. Der „Adeverul“, der über gute Beziehungen zum Ministerium des Auswärtigen verfügt, schreibt wenn auch kühnen Angebot an Polen hauptsächlich aus der Erwägung heraus gemacht worden sei, daß Rumänien amerikanisches Kapital brauche und es nur bekommen könne, wenn es seine Friedensliebe bezeuge, so habe doch Rumänien allen Grund, sich mit Rußland zu verständigen. In der Tat lese Artikel 4 des von Rußland Polen angebotenen Protokolls vor, daß es jedem Staat, der den Kellogg-Pakt ratifiziert habe, möglich sei, neben Polen und Litauen das vorgeschlagene Protokoll zu unterzeichnen. Auf diese Weise sei auch Rumänien die Möglichkeit geboten, dem von Litwinow vorgeschlagenen Protokoll beizutreten. Da der Kellogg-Pakt den Krieg als politisches Mittel ausschaltete, so bedeute dies, daß Rußland auf jede kriegerische Handlung verzichten müsse, um Bessarabien wieder zu erhalten. Rußland solle über die beharrenden Frage nicht besonders verhandeln, sondern es solle eben durch den vorgeschlagenen Pakt darüber zur Tagesordnung übergehen. Rumänien habe das größte Interesse daran, sich mit Rußland zu verständigen, da auf diese Weise Rußland praktisch auch die Eingliederung Bessarabiens durch Rumänien anerkenne.

Zu dem Artikel des „Adeverul“ muß noch hinzugefügt werden, daß seit einigen Tagen der rumänische Gesandte in Warschau, Dawila, in Bukarest weiß, und daß in den letzten Tagen mit dem polnischen Gesandten wiederholt über den Beitritt Rumäniens zu dem Polen vorgeschlagenen Protokoll verhandelt wurde. Man kann annehmen, daß Rumänien sich bereit erklärt wird, dem russisch-polnischen Protokoll beizutreten. In diesem Falle dürfte Rumänien, nachdem es seinerzeit dem Kellogg-Pakt beigetreten ist, den Pakt bei Wiedereröffnung des Parlaments ratifizieren.

Auf Domelas Spuren.

Von Ernst Schermer.

Was der gute Domela doch alles angerichtet hat! Die ganze Welt an der Nase herumgeführt, nämlich alles, was sich zur Welt rechnet: hochgeborene Würdenträger, Leute von Stand, Offiziere und eingebildete Spießbürger. Alle übten sich im Bauchtanzen vor seiner Hoheit! Afrikanische Sklaven würden über sovjet Gefangene altchermwürdiger Trattel gestaunt haben. Fürst Domela hat der Welt gezeigt, was für Schafköpfe es in Deutschland noch gibt, und daß Volkswirtschaft immer noch bitter nötig ist.

So dachte ich, als ich im Sommer in Heidelberg war. Da diese köhne Stadt der Rußensöhne dem Domela für sein erfolgreiches Auftreten kein Denkmal gesetzt hat, konnte ich dort keinen Kranz niederlegen. Aber in dankbarer Erinnerung für durchlachte Stunden fühlte ich mich veranlaßt, wenigstens einen Schaulay seiner dortigen Tätigkeit aufzusuchen und ihm dort einen „Erinnerungsschoppen“ zu weihen. So zog ich eines Abends „Zum Seppel“.

Das Lokal war so, wie der falsche Prinz es geschildert hatte, eine Studentenkneipe, an der Hauptstraße gelegen, in die zu allen Tagesstunden auch ehrsame Bürger der Stadt mit ihren Frauen kommen, ein Haus, das sicher (gerade neuerdings) auch von Fremden besucht wird.

Die Herren im Hause sind die Studenten. Wenn sie — meistens schon bezechet — von der Kneipe kommen, sprechen sie noch einmal hier vor, um nachzufüllen. Daher mag es auch kommen, daß die Bände nicht ausreichen, um alle die zusammengelaufenen Sachen anzubringen. Hoffentlich erinnern sich später bei der Beurteilung die Herren Ansrücker und Staatsanwälte ihrer Jugendtaten und lassen Milde walten! Das reine Museum ist zusammengekommen. Aber die Sammlung zeugt nicht von reinen Herzen. Sie ist nur aus Zweideutigkeiten zusammengesetzt. Beher das Schild der Hebamme nach die eisernen Schilder von Handwerksmeistern oder Staatsgeheimen war vor den Händen der Rußensöhne sicher.

Eine sonderbare Kinderstube scheinen die Studenten, die dort kommen, allesamt gehabt zu haben. Wie soll man es sich sonst erklären, daß diese „Herren“ im Gegenjah zu anderen Bänden gleich ihre Röcke ausziehen und stets über den Tisch gehen, also den Schmutz der Straße geflissentlich auf dem Gastisch abtreten, von dem sie ihre Speisen und Getränke einnehmen.

Auf einmal hieß es: „Die Borussen kommen!“ — eine vornehme Heidelberger Verbindung feierte nämlich ihr Stiftungsfest, und die Borussen waren aus Bonn herübergekommen, um mitzufeiern. Wir mußten für diese feudale Gesellschaft unseren Tisch räumen, erhielten aber noch Platz in einer Ecke.

War das eine Gesellschaft, die da einzog! So sieht also der Nachwuchs des deutschen Adels aus! Derselbe fleghafte Um-

gangston! Nur noch einige Grade stärker! Sie gossen sich richtig voll. Draußen war eine Messingstange, die beim Entleeren abholt diente. Kein Wunder, daß Domela sich da angewidert gefühlt hatte.

Bloßlich sagte ein Tischnachbar, ein alter Herr, früherer Korpsstudent: „Der Herr da drüben mit der Borussenmütze ist Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzen.“ Und er fügte hinzu: „Ich kenne den Prinzen von früher her.“ — Ich glaubte zunächst, daß man uns veräppeln wollte, beschloß aber, der Sache auf den Grund zu gehen.

In der allgemeinen Unruhe — die Hälfte der Studenten stand immer um die Tische herum — war es ein leichtes, mit dem hohen Herrn bald in Tuchfühlung zu kommen. Tatsächlich! Er wurde von den Heidelberger Studenten mit „Hoheit“, von seinen Bonner Freunden mit „Wilhelm“ angeredet. Ich wandte mich dann an einen Borussen: „In Bonn studiert doch zurzeit wieder ein Mitglied des kaiserlichen Hauses?“ — Sichtlich erheitert, in nächstem Ton: „Aber natürlich! Seine königliche Hoheit Prinz Wilhelm. Ist heute abend hier. Sieht da drüben!“

Eine Weile hörte ich mir das Gespräch des Prinzen aus nächster Nähe an. Alles Vergangene! Es drehte sich um Bermardtschaften, um die frühere Stellung im Heere oder in der Verwaltung.

Als ich auf meinen Platz zurückkehrte, bemerkte ich zu dem alten Herrn: „Die Kehnlichkeit mit Domela ist tatsächlich groß!“ — Eifriges Schweigen war die Antwort. Und ich mußte es wissen, hatte ich den Herrn Stellvertreter doch im Film gesehen. Der richtige Prinz bewegte sich genau so, wie Domela es für seine Person angab. Er hielt sich zurück, trank nicht wie seine Begleiter, die sich draußen entleeren wußten. Er machte einen etwas schüchternen Eindruck, trotzdem er schon einige Semester hinter sich hatte, und war weder Führer noch Verführer. Zu heidem fehlte wohl die Kraft.

Schließlich widerte uns das Treiben so an, daß wir fortgingen. Was hinterher über das Treiben der Borussen in den Hotels und im Theater geredet wurde, will ich nicht wiedergeben, weil ich nicht dabei war. Aber zur Ehre gereicht es uns nicht.

Heidelberg ist eine Stadt mit großem Fremdenverkehr. Was müssen die Ausländer von uns denken, wenn sie dieses Treiben mit ansehen. Welche Meinung muß über unser Volk aufkommen, wenn adelige Kreise, die sich einbilden, allein zur Herrschaft berufen zu sein, sich so benehmen. Kann man sich wundern, wenn Fremde uns draußen in der Welt nach solchen Proben Barbaren nennen?

Das Traurigste aber: aus diesen „vornehmen Korps“ wird auch heute noch der Nachwuchs unserer ersten Beamten genommen.

„General Babka.“

Theater in der „Klein“-Stadt.

Eine Boffe von Theo Hatten und Hans Reimann im Theater in der Stadt. Nach dem Heldentode des Generals Babka richtet sich Frau Babka einen Robesalon ein. Das Geschäft blüht. Denn es ist eine Ehre, sich Kleider von einer Generalwitwe machen zu lassen. In Wahrheit ist aber der richtige Herr Babka nicht im mindesten General gewesen. Er hat sich den smarten Geschäftstribun nur ausgedacht, weil ihr Mann zufällig auch Babka heißt und ihr im Krieg verlorengegangen ist. Als er nach vierzehnjähriger Verschollenheit im ersten Akt wiederkommt, ist ihr das peinlich. Der simple Herr Babka muß, das Bedenken des Robesalons verlangt es, so tun, als ob er der General wäre. Späterhin merkt der Jugendfreund des richtigen Generals, Ezzeleng Wuckelmann den Schwindel. Er darf ihn aber nicht aufdecken, weil Babka von seinen Liebesaffären weiß. Sehr originell, was?

Es ist möglich, daß diese Dichtung der Gegenwart das Publikum des Meiseriger Stadttheaters interessieren würde. Der Direktor des Theaters in der Stadt (Berlin) hat bezüglich der Durchschlagskraft seines neuen Stückes einige Bedenken und überträgt daher die Hauptrolle dem Ballenberg-Spohmacher Szöke Szakall. Infolgedessen blüht der Humor des Abends auf diese Art: Wenn er die Bühne betritt, steigen aus seinem Hut Rauchwolken auf. Er löst das Feuer durch einen Strahl aus der Sockelsohle. Oder bei einer peinlichen Unterhaltung mit seiner Frau rückt er dauernd unruhig hin und her, bis er die Worte herauspreßt: „Darf ich dir etwas sagen?“ Sie: „Bitte sehr.“ Er: „Du sitzt nämlich auf meinem Hut.“ Selbstverständlich explodiert das Publikum bei solchen Späßen vor Gelächter. Szöke Szakall wäre in der Sage, auch ohne jeden Inhalt eines Schwantes die Zustimmung aufrechtzuhalten. Wozu machen sich die Dichter also erst die Mühe, ein Stück zu schreiben. Wenn die Darsteller in eine Schüssel mit Kompott treten würden oder sich auf einen Stuhl setzen, dessen Beine zusammendrehen usw., so würde des Nachens im Theater kein Ende werden.

In diesem Sinne amüsierte sich auch die Zuschauerenschaft auf der Bühne und spendete den Darstellern reichlichen Beifall. Der.

„Die Tochter des Scheichs.“

Ufo-Pavillon, Rollendorfsplatz.

Im Laufe der Zeit haben wir schon so viele europäische oder amerikanische Orientmärchen über uns ergehen lassen müssen, daß wir bereits unmerklich werden, wenn ein Filmstück etwas morgenländisch klingt. Darum können wir diesmal dankbaren Herzens eine angenehme Enttäuschung feststellen.

Mit Mut und ganz brillanter Barmie verspotten die Filmgewaltigen sich selbst und die allerheiligsten Filmgüter, als da sind: erschrecklicher Mut, Uniformität und Herz wie Gehirn verzehrende Liebe. Also, in dieser wüsten Wüstengegend beherrscht zwischen zwei kämpfenden Stämmen zuerst ein ausstellender Esel das Feld. Und dann bekommt der tapfere Liebhaber, der Schatz der Wüste, von der Angebeteten, die er durch List und Krieg erringen möchte, ganz gehörige Prügel. Diese temperamentvolle Dame liest einen schneidigen europäischen Offizier, deshalb entführt sie ihn. Aber indem er nach darüber jammert, daß ihm Gewalt angetan wird, vernimmt man ihn im Fort, und als man seiner durch Zufall habhaft wird, verurteilt man den Deserteur zum Tode. Doch der Todesstoß soll sogleich das Signal zum Aufstand der Stämme sein. Das junge Mädchen teilt diese wichtige Lastache dem Oberbefehlshaber mit. Der Offizier wird vorsichtshalber nicht erschossen, aber Krieg gibt's dennoch. Das Mädchen hat mitten im Kampfgemühl Verstärkung, das heißt, man kommt mit einem Heilmittel an, benutzt den Wüstenland als Projektionsfläche, läßt ganze Armeen aufmarschieren, dreht sie vorwärts, rückwärts, läßt ein gewaltiges Schiff durch den Wüstenland segeln und wartet zu guter Letzt mit einem fürchterlich bewaffneten Kriegsschiff auf. Die Wüstenjöhne aber, die noch

nie in einem Kino waren, geben sich gefangen. Die tapferen Offiziere müssen taun wohnen mit der Kriegsbeute, es ist ein regelrechter Räumungsaussverkauf in feindlichen Wüstenstämmen. Zum Schluß gibt's dann Ruß mit Abhändung.

Man muß dem Regisseur Clarence Badger für die Reizheit Lob spenden. Glücklich Mensch, der auf offenbar sehr viel heruntergeschluckte Mut mit solch lustlichem Spotz antworten kann. Bebe Daniels ist in der Hauptrolle reizend; sie, die so oft im Schatten eines berühmten Vorhiners stand, sie darf jetzt sehr zu Recht selbst mal Mittelpunkt sein. Auch sind alle übrigen Darsteller mit Schöpfung und Können bei dieser Verübung eines sehr berechtigten groben Insjugs.

„Rausch.“

Capitol.

Das Strindberg'sche Drama seiner mystifizierenden Epoche verliert in der freien Bearbeitung von Paul Herzog viel von seiner ursprünglichen Wesensart. Aber Gustaf Rolander's Regie weiß die Linie eines guten, wenn auch etwas erstrangigen Films zu wahren. Besonders gelungen ist der erste Teil, da der Schriftsteller Gerard in die weltferne Einsamkeit der Insel kommt und dort Resli, die junge Tochter des Leuchtturmwächters, zur Liebe erweckt. Meer und Klippe geben ihre Melodien zu den Menschenjünglingen. Das Partier Bohémienmüßel, in das der Schriftsteller die von ihrem Vater Verstoßene mitnimmt, ist weniger ursprünglich, wenn auch hier gute Einzelsätze nicht fehlen. Die tragische Zuspitzung — die Liebe zur verführerischen Schauspielerin, die den ersten Erfolg bringt — und die Lösung aus dem Rausch mit der Rückkehr des Ernüchterten zu Kind und Frau ergeben gemobnte Filmwirkungen. Lars Hanson als Schriftsteller und vor allem Elissa Landi als das Mädchen vom Strande und dann als fürsorgliches Hausmütterchen sind die Träger des darstellerischen Erfolgs. Gino Zanetti hat als Schauspielerin ein paar grobe Momente, verlagert aber im ganzen. Sehr gut sind ein paar Nebenfiguren verkörpert durch B. Heibquist und Sina Berg; von entzückender Natürlichkeit das kleine Mädchen der Anita Hugo.

Jackie in der Hallerrevue.

Wer anders als Jackie Coogan könnte gemeint sein, wenn von einem Jackie die Rede ist! Das Kind, das Millionen durch seine Natürlichkeit, seine Liebenswürdigkeit, seine Munterkeit im Film entzückt hat, sitzt jetzt lebhaftig vor uns hin. Ach, er ist jetzt 13 Jahre alt geworden, trägt sich wie ein Geni, spricht sogar deutsch und mimt mit seinem Papa eine kleine Szene, worin er „daddy“ hübsch verulkt. Dann sagt er ein Gedicht auf und tanzt mit seinem Ailen einen Grotteskanz. Das alles ist unerhört, aber doch freut man sich, die persönliche Bekanntschaft von seinem Diebstahl zu machen, mit dem wir so oft gelacht und gemeint haben. Ausschnitte aus seinen berühmtesten Filmen rufen uns ins Gedächtnis, was er uns war. Und man vergißt, daß der geschneigte kleine Mann jetzt Millionär und Unternehmer ist, immer noch sind es seine Augen, die uns locken, und die sympathische Stimme schmeichelt sich bei uns ein — wir hoffen auf einen neuen Jackie.

Die Deutsche Kunstgemeinschaft hat eine Ausstellung vorbereitet, die nach Spandau nach Berlin geht, um dort in den größeren Städten gezeigt zu werden. Die besten lebenden Künstler Deutschlands sind darin vertreten. Vom Sonntag an ist die Ausstellung für die Dauer einer Woche im Schloß (11. Hof) zu besichtigen.

Der Erfolg des Vater-Gottspielers. Der Verwalter des Berliner Vater-Gottspiels, der Theaterunternehmer Scherer, ist sich auf Grund des katastrophalen Mißerfolgs genötigt, den Kontur anzunehmen. Die Gläubiger sind zum Teil Annehmliche der Berliner Welt, die gegen außerordentlich hohe Zinsen, etwa 30 Prozent pro Jahr, hohe Beträge an Scherer gegeben haben.

„Geldrecht in Tessen“, der erfolgreiche Film, ist wieder in dem Spielplan des Loungens-Balates aufgenommen.

Edwigs Fahrt veranstaltet Sonntag, vormittags 11 Uhr, im Renaissance-Theater eine Peter-Witensberg-Feier.

Arabisches Labyrinth

Neue Entwicklungen im vorderen Asien.

Arabien hat das Belwort als geheimnisvolles Land, das ihm die Schriftsteller des Altertums erteilt haben, auch in der Gegenwart behalten. Im Gegensatz zu dem Innern Afrikas und Asiens ist es fast unbekannt, seinen südöstlichen Teil hat noch kein Europäer betreten. Seine Wasserarmut und seine Unwegbarkeit hat bisher alle von außen her andrängenden Eroberer gezwungen, in seinen Randgebieten Halt zu machen. Die über eine Million Quadratmeilen große Halbinsel, die vom Roten Meer, vom Persischen Golf und vom Indischen Ozean umspült wird und die mit ihrer Sandböden an Transjordanien und Mesopotamien stößt, gewährt höchstens 10 Millionen Menschen die Möglichkeit zu kümmerlichem Dasein als Ackerbauer, Nomaden und Räuber.

Während sich in Arabien vor dem Weltkriege ganz unbeachtet von Europa anatolische Beduinen mit Wüstenstämmen in erbittertem Kleinkrieg herumfingerten, hat die durch den Weltkrieg geschaffene Veränderung der weltpolitischen Lage Arabien aus einem Land zauberhafter Fatamorganen bereits zu einem solchen mit politischem Saisonbetrieb entwickelt. Seit einigen Jahren fängt es an, sich regelmäßig zu Anfang des Winters zu regen. Von den Wüstenstämmen des Redschd werden für den Abschluß der Regenperiode die Unternehmungen gegen die Grenzländer vorbereitet. Die Richtung dieser Vorstöße bildet stets den Gegenstand eifriger Kopfschüttelns nicht nur im mittleren Osten selbst, und ihre Motive sind bereits in die Sphären der höheren Weltpolitik gerückt.

Das Land der Heiligengruft.

Bei der Weite der Distanz von Europa und der Unmöglichkeit, von dort her die Zusammenhänge zu kontrollieren, hat sich um die Ereignisse in Arabien bereits ein Kartenwert von Legenden gesponnen. Die papusfärste dieser Fabeln führt auf der Laskache, daß Mohammed ein Araber gewesen ist. Seitdem genießt Arabien den Ruf, eine Art Retorte für die Herstellung heiliger Kriege zu sein. Der zweite Grund, aus dem Arabien zum Gegenstand internationaler Interessen geworden ist, ist allerdings bedeutend wichtiger. Es ist während des Weltkrieges in den Gesichtskreis der englischen Orientpolitik gelangt, und Englands Wunsch nach einer Kontrolle Arabiens wird um so größer, je stärker die Ereignisse in Indien und China Großbritanniens in die Notwendigkeit verlegen, das gegen den fernem Osten aufgebaute Kordonssystem zu verstärken und die Kamarschnegge nach den empfindlichen Stellen des britischen Imperiums von allen Seiten her auszubauen.

Mit diesem Faden läßt sich der Weg durch das arabische Labyrinth eher finden als mit dem Glauben an das Kommen eines heiligen Krieges, der in Europa immer noch einen gelinden Schauer hervorruft, der aber in Arabien kaum einen Beduinen mehr aus seinem Zelt lockt, wenn damit nicht die Aussicht auf leichte und reiche Beute verbunden wird. Die Zursicht der Wüstenjöhne, nach dem Tode für die heilige Sache des Islam die Feinde des Paradieses zu genötigen, steht nicht einmal bei solch religiösen Fanatikern wie den Wahabiten heiligsamer. Die Bomben der englischen Flugzeuggeschwader und die Maschinengewehre der englischen Panzerautomobile haben das Ihrige dazu getan, um die Skepsis der arabischen Nomaden an die Berge verheerende Macht des Glaubens hervorzurufen. Ibn Saud ist sich der Tatsache jedenfalls ebenso gut bewußt wie Friedrich der Große, daß der liebe Gott sich stets bei den stärkeren Bataillonen befindet. Sein Heer, das zurzeit aus

100 000 Mann bestehen soll, ist nicht nur mit modernen Feuerwaffen ausgerüstet, sondern verfügt sogar über einige Flugzeuge, die bezeichnender Weise von Italien geliefert worden sind.

Was tut Ibn Saud?

Der diesjährige arabische Konflikt dreht sich ganz und gar darum, welche Stellung Ibn Saud England gegenüber einnehmen soll. England hat ihm seinerzeit beim Kampf gegen den panarabischen Reigungen verdächtigen Sherif von Mekka, Hussein, freie Hand gelassen, aber als Gegenleistung Basaltentzune gefordert. Diese Treue hat der Sultan der Wahabiten nicht ganz gehalten. Er hat sich gemeldet, die Grenzstadt Raan und den Roten-See-Hafen Akaba an Transjordanien zu überlassen. Außerdem sind sich die Kontrahenten wegen einer Reihe von Fragen nicht einig, über die seit zwei Jahren zwischen Ibn Saud und Sir Gilbert Clayton, dem jetzigen Oberkommissar des Irak, in tiefstem Geheimnis verhandelt wird. Dazu kommt, daß der Sultan der Wahabiten im Verdacht steht, stärker als es England angenehm war, mit Italien geliebäugelt zu haben, nachdem ihm das englische Parlament seine Jahressubvention kurzerhand gestrichelt hatte.

England hat Ibn Saud gegenüber seit dem vorigen Jahre eine neue Taktik eingeschlagen und versucht, ihn von allen Seiten einzukesseln. Es hat mit Ibn Sauds ärgstem Feinde, König Fahia von Jemen einen Bündnisvertrag geschlossen und diese Gelegenheit gleichzeitig benutzt, Italien im arabischen Spiel matt zu setzen. In Arabien selbst hat eine Offensive von zwei Seiten der begonnen. Ibn Sauds Stellung als Herrscher des Redschd und des Redschd ist nämlich keineswegs absolut sicher. Die politisch und kulturell fortgeschrittenere Bevölkerung der Küste steht der reaktionären Politik des wahabistischen Glaubensstrebens feindlich gegenüber, während er für die Stämme der Wüste bereits zum Abtrünnigen geworden ist. Ibn Saud verfügt zwar über alle Qualitäten des politischen Abenteurers, er ist tapfer und rücksichtslos und wie jeder orientalische Herrscher mit allen Wessern diplomatischer Redekunst gewachsen, aber die Qualitäten eines Organisators für den Aufbau eines Staates besitzt er nicht. Seine Methoden sind primitiv, und seine Regierungshandlungen sind ein Gemisch von Bigotterie, Grausamkeit und Bauernschläue, die selbst den Arabern an der Küste des Roten Meeres reaktionär und hinterwäldlerisch vorkommen. Den freien Arabern der Wüste widersteht wieder sein Bemühen, sie unter das Joch einer starken Zentralgewalt zu bringen.

Zwischen zwei Feuern.

Die Verhältnisse in Arabien haben sich unter diesen Umständen jetzt derart entwickelt, daß Ibn Saud zwischen zwei Feuern

steht, die zwar nicht von England selbst, aber von seinem unerbittlichen und nach dem Wiederbesitz der Herrschaft über das Redschd tüftelnden Gegner Hussein und dessen Sohn, dem Königin Ali von Mekka, geführt werden. Das Aufglimmen der Empörung in Arabien wird aber von England mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtet, weil Ibn Saud unter ihrem Druck gezwungen wird, endlich Farbe zu bekennen.

England hat nicht nötig, auch nur eine Hand in Arabien zu rühren, um so eifriger rüstet es gegen die drohenden Wahabitenüberfälle. Die Grenzen Transjordanien und des Irak sind durch ein System von Blockhäusern, das dauernd weiter ausgebaut wird, wie durch Fliegerabteilungen und Panzerautomobile geschützt. Der Mannschafbestand des transjordanischen Grenzforps wird durch Werbungen in Palästina erhöht. Diese Vorbereitungen sind den wahabistischen Stämmen des Redschd keineswegs unbekannt und sie beginnen ihre Taktik auch bereits darauf einzustellen. Der Führer der lehrjährligen Ueberfälle auf Transjordanien und den Irak, der Scheich der Mutair, Faial al Detwisch, der seit einiger Zeit zu den schärfsten Gegnern Ibn Sauds gehört, hat bereits den Wunsch ausgesprochen, sich mit seinen 6000 Mann auf mesopotamischem Gebiet anzusiedeln, weil er nicht mehr gewillt ist, unter der tyrannischen Herrschaft des Sultans zu leben. Ibn Saud hat gegen diese Absicht bei der Regierung des Irak Einspruch erhoben, und König Faial von Mesopotamien wird es sicher vermeiden, diese Affäre zu einem Kriegsgrund gegen den Redschd werden zu lassen. Den Mutair und ihren Bundesgenossen wird deshalb nur ein Krieg gegen Ibn Saud oder ihre Unterwerfung übrig bleiben. Die Söhne Ibn Sauds befinden sich bereits auf dem Marsch gegen die Aufständischen, während er selbst mit dem Kern seines Heeres in Südarabien steht, um die unzufriedenen Elemente unter der Küstenbevölkerung in Schach zu halten.

Zwei Monate Zeit zur Ueberlegung.

Für entscheidende Kämpfe ist die Jahreszeit noch zu früh. Der Winter in Arabien ist in diesem Jahre besonders streng aufgetreten, und seit sieben Jahren nicht dagewesene Regengüsse haben die wenigen und dazu noch schlechten Straßen des Landes völlig unpassierbar gemacht. An militärische Operationen in größerem Umfang ist vor Mitte Februar nicht zu denken.

Sämtliche Beteiligten haben also noch fast zwei Monate Zeit, sich ihre Schritte zu überlegen. England wird inzwischen auch nicht müßig sein und seine für Fälle dieser Art am meisten geeigneten Truppen, die St. Georges-Kavallerie, d. h. die englischen Goldpflunde mit dem Bildnis St. Georges, des Drachentöters, mobilisieren, die sich in Arabien bereits während des Weltkrieges so glänzend bewährt hat. Ihren Attacken werden weder Ibn Saud noch seine Gegner widerstehen können, und alle Beteiligten werden sich ohne Flinken schuß den Wünschen Englands fügen.

Arabien selbst wird als längst gereifte Frucht in den britischen Schach fallen und sich allmählich aber sicher ebenso in den Rahmen des englischen Mittelostens einfügen, wie das Irak, Transjordanien und Palästina.

Mord im ewigen Eis

Ein Kriminaldrama an der Eismeerküste.

Vor kurzem ist in Rußland das Geheimnis eines Kriminaldramas aufgeklärt worden, das sich im ewigen Eis des sibirischen Polargebiets abgespielt hat; die wahre Geschichte klingt wie ein spannender Abenteuerroman und macht darüber hinaus die Deffentlichkeit mit dem Namen eines stillen Helden vertraut, der ein bisher unbekannter autodidaktischer Polarforscher gewesen ist. Als Amundsen im Jahre 1919 auf der „Raud“ die Laimirhalbinsel unbesetzt, gab er zwei Leuten seiner Mannschaft, Peter Tessen und Paul Knudsen, den Auftrag, Port Dickson anzufeuern, um dort eine telegraphische Verbindung nach Oslo abzugeben. Die beiden Norweger machten sich auf den Weg. Ran hat sie nie mehr zu Gesicht bekommen. Im Jahre 1920 hat daher die norwegische Regierung die Sowjetunion, Nachforschungen nach den Verschollenen anzustellen. An der Spitze der russischen Expedition stand der ehemalige Bootsmann Nikifor Begitschew. Als junger Matrose hatte Begitschew an zahlreichen Polarfahrten des später berühmten Admirals Kotikof teilgenommen und galt als vorzüglicher Kenner des sibirischen Polargebiets. Er war Autodidakt; gleichwohl hat er als Forscher dieses unbekanntes Polargebietes Außerordentliches geleistet. Begitschew lebte zuletzt als Pelztierjäger in Dudinka, einer kleinen Siedlung an der Mündung des Jenissei. Er nahm noch vier Männer auf die Suche nach den Norwegern mit und entschloß sich, auf Schlitten an der Küste des nördlichen Eismeeres entlangzufahren. Am 4. Juli 1921 erreichte Begitschew Port Dickson, ohne jedoch irgendwelche Spur der Verschollenen entdeckt zu haben. Nach vier Tagen Rast fehrte er den Weg in Richtung auf Kap Wilde fort. In der Nähe dieses Kaps fand er eine Konserndbüchse mit einem Schriftstück folgenden Inhalts: „Zwei Mitglieder der „Raud“-Expedition haben auf Hundeschlitten diesen Punkt am 10. November 1919 erreicht. Wir stießen hier auf ein Lebensmitteldepot. Das Brot war feucht und vom Salzwasser verdorben. Wir schlugen an einer höheren Stelle an der Küste unser Lager auf und nahmen Proviand mit. Wir sind beide wohl- und gehen weiter. 15. November 1919, Peter Tessen, Paul Knudsen.“

Der Inhalt des Schriftstücks ermutigte Begitschew zu weiteren Nachforschungen. Er teilte seine Leute in zwei Abteilungen und schlug am 10. August 1920 allein die Richtung nach der Bucht Kubokaja ein. Dort entdeckte er auf einem Felsen der Küste die Reste eines Lagerfeuers, ein Jagdmesser und mehrere abgeschossene Patronen. In der Nähe fand Begitschew Menschenknochen. Offenbar war auf diesem Feuer die Leiche eines der verschwundenen Norweger verbrannt worden. Begitschew konnte aber nicht feststellen, wer der Unglückliche gewesen ist. Er durchsuchte nun die ganze Gegend, ohne weitere Spuren zu entdecken. Den Winter verbrachte er an der Mündung des Jenissei; im Frühling fehrte er seine Forschungen in westlicher Richtung weiter fort. Seine Leute waren inzwischen ohne Ergebnisse nach Port Dickson zurückgekehrt. Im Jahr darauf entdeckte Begitschew bei der Durchforschung eines Teils der felsigen Küste eine verwehte Leiche. Die Schneehöhe und des

Gewehr waren wahrscheinlich vom steilen Felsabhang ins Meer gefallen. Neben der Leiche lag eine Taschenwaffe mit Tessens Monogramm. An einer anderen Stelle der Küste fehrte das Telegramm Amundsens entdeckt, das der erschöpfte und verzweifelte Tessen dort wahrscheinlich in der Hoffnung hinterlassen hatte, es möge von anderen Reisenden gefunden werden. Deshalb hatte er aber die Leiche Knudsens auf einem Feuer an der Bucht Kubokaja verbrannt? Begitschew vermutete, daß Tessen die Leiche des Hungers gestorbenen Kameraden verbrannt habe, um sie nicht den wilden Tieren zu überlassen.

Im August 1922 beendete Begitschew seine Nachforschungen. Auf seinen Wanderungen hatte er auf 117 Grad östlicher Länge und 74 Grad nördlicher Breite eine unbekannte Insel entdeckt, die heute seinen Namen trägt. Die norwegische Regierung belohnte Begitschew, indem sie ihm eine ansehnliche Geldsumme überfandte. Dieser Lohn wurde dem modernen Mann zum Verhängnis. Nach Beendigung seiner Forschungen fehrte Begitschew in seine Siedlung Dudinka zurück, und im Herbst 1926 zog er mit einer von ihm organisierten Jagdgesellschaft wieder aus. Die Jäger fehrten im Frühling mit reicher Pelztierbeute beladen ohne ihren Führer zurück. Der Jäger Katalaschento erklärte, Nikifor Begitschew sei an Storbud gestorben und am 22. Mai 1927 nahe der Mündung des Flusses Plassina begraben worden. Niemand zweifelte an den Worten Katalaschentos, der eine ergreifende Darstellung der letzten Stunden des Gefährten entwarf. Bereits todkrank, habe er für seine Kameraden gesorgt, ihnen seine Portionen abgegeben und, obwohl er kaum auf den Beinen stehen konnte, beim Zeltbau geholfen. Katalaschento zeigte auch Photographien der Leiche und des Grabes. Nach einiger Zeit vorbereitete sich aber das Gerücht, Begitschew sei keines natürlichen Todes gestorben. Katalaschento, der als bester Freund des Verstorbenen gegolte hatte, zog jetzt in das Haus Begitschew ein und fehrte bald mit dessen Witwe nach Krasnojarsk über. Dort fehrten die beiden dank der Geldspende der norwegischen Regierung, die die Witwe des Verstorbenen geerbt hatte, ein lottes Leben. Die Gerüchte wurden immer bestimmer und fehrten schließlich zu einer gerichtlichen Untersuchung und Aufklärung des furchtbaren Tatbestandes. Katalaschento hatte mit der Frau seines Freundes ein Liebesverhältnis unterhalten und beschloßen, Begitschew zu ermorden, um in den Besitz des Geldes zu kommen. Der „gute Freund“ pränotierte deshalb auf der Jagd einen Streit, warf seinen Freund zu Boden und schlug ihm mit seinen schweren Stiefeln solange auf den Kopf, bis er das Bewußtsein verloren hatte. Dann zog er Begitschew aus und legte ihn auf die Erde. Zwei Tage lang kämpfte der Unglückliche mit dem Tod. Am dritten Tag starb er. An der Küste des Ozeans liegt er begraben. Die Polarstation der Russischen Akademie der Wissenschaften ließ auf dem Grabstein folgende Inschrift anbringen: „Unter diesem Stein liegen die Reste des bekannten Polarforschers und Organisators von Expeditionen Nikifor Begitschew.“ Der Mörder erhielt zum Jahre Zuschuß.



Ein prächtiges Rathaus.

Die Stadt Lübeck in Lübeck, die sich einer geschlossenen sozialistischen Gemeinderatsmehrheit erfreut, sieht der Vollendung ihres neuen Rathauses entgegen, das ein Prochtwerk moderner Architektur darstellen wird. Architekt Höger, der das schöne Gebäude schuf, ist der Erbauer des bekannten Chile-Hauses in Hamburg.

Die Platte

ROMAN VON
EDGAR WALLACE
INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON RAVI RAVENDRO

(30. Fortsetzung.)

Plötzlich hörte das Summen des Propellers auf. Javier Silva war ein tüchtiger Mechaniker. Er hatte entdeckt, daß an dem einen Zylinder etwas defekt war.

„Sie bringen den Motor wieder in Ordnung,“ murmelte Jim. Er hatte also mehr Zeit, als er ursprünglich gehofft hatte. Er hörte draußen Schritte auf der steinernen Terrasse und durch einen Spalt in dem Fensterrahmen konnte er sehen, daß Bronson vorbeiging. Digby hatte ihn ins Dorf geschickt, um vorfichtige Nachforschungen nach Villas Schicksal anzustellen.

Respektvollerweise war den drei Männern, die das Herannahen des Flugzeuges von der Terrasse von Kennett Hall aus beobachtet hatten, Villas Schicksal entgangen. Sie hatten zwar gesehen, wie das Flugzeug die senkrechte Schleife beschrieb, aber Digby dachte nichts anderes, als daß Bronson dem jungen Mädchen seine Kunststücke zeigen wollte und hätte wegen seiner Torheit gründlich gestraft. Villas Leiche mußte hier irgendwo in der Nachbarschaft liegen, aber wie nahe sie war, erfuhr Bronson in dem Gasthaus des Dorfes.

Als Bronson fortgegangen war, ging Digby zu seiner Garage. Eunice schritt in dem Raum auf und ab, in den er sie eingesperrt hatte.

„Wie hat Ihnen die Luftfahrt gefallen?“ fragte er.

Sie gab ihm keine Antwort.

„Es war wohl aufregend und nerventziehend? Haben Sie auch beobachtet, wie mein Freund Villa ermarket wurde?“

Sie schaute ihn an.

„Ich habe nicht gesehen, daß der Mann ermarket wurde.“ Sie war bereit, Jim gegen jede Anschuldigung zu verteidigen, die dieser Mann gegen ihn erheben mochte.

Er las ihre Gedanken.

„Sorgen Sie sich nicht um Mr. Steele. Ich werde ihn nicht wegen Nordes anklagen, dazu habe ich keine Zeit, ich werde morgen abend bei Einbruch der Dunkelheit das Land verlassen, und Sie werden mich im Flugzeug begleiten.“

Sie erwiderte nichts.

„Ich hoffe, daß Ihnen ein kleines Eintauchen ins Wasser nichts ausmacht. Ich kann Ihnen nämlich nicht garantieren, daß wir gerade auf meiner Fahrt landen werden.“

Sie wandte sich zu ihm um. Auf seiner Fahrt? Sie sollte auf einer Fahrt entführt werden? Wohin wollte er sie bringen?

Draußen hörte er eilige Schritte und öffnete die Tür. Ein Blick auf Bronsons Gesicht sagte ihm, daß er wichtige Neuigkeiten brachte.

„Run?“ fragte er scharf.

„Sie haben Villas Leiche gefunden. Ich habe einen Zehnteilungsreporter im Gasthaus gesehen,“ sagte er atemlos.

„Weiß man, wer er ist?“ fragte Digby.

Bronson nickte.

„Was?“ fragte Digby verwundert. „Woher kennt man denn Villas Namen?“

„Man hat ein Papier in seiner Tasche gefunden — eine Mitteilung über die Kaufsumme einer Fahrt.“

Eunice sah durch die offene Tür, wie Digby zusammensuchte.

„Dann weiß man auch von der Fahrt?“

Diese Nachricht verwirrte ihn vollkommen und regte ihn wachlos auf. Wenn die Polizei von der Fahrt erfahren würde, würden sich unüberwindliche Schwierigkeiten auf und die Gefahr, die ihn bedrohte, schien ihm wie ein gigantischer Ungeheuer den Weg zu versperren. Digby Groat war nicht stark genug, um solche Schicksalschläge und das unglückliche Zusammenreffen aller dieser Umstände zu ertragen. Er brach unter diesem Schock zusammen.

Eunice beobachtete ihn durch die offene Tür und sah es. Er hatte sich vollständig verändert und war nicht mehr der kluge, selbstbeherrschte Mann, der alle Gefahren verachtete. Er war jetzt ein hilfloses, furchtsames Kind, das schimpfte und die Hände rang. Er gab zusammenhanglose Befehle und nahm sie schon wieder zurück, bevor sein Bote den Raum verlassen hatte.

„Drehen Sie Steele das Genick um!“ brüllte er. „Töten Sie ihn, Bronson! Dieser verdammte Kerl! Nein, nein, bleiben Sie hier, machen Sie das Flugzeug fertig... wir wollen heute abend abfahren...“

Er wandte sich zu Eunice und starrte sie an.

„Noch heute abend geht es fort, Eunice! Dann will ich mit Ihnen abrechnen!“

43.

Ihr Mut sank und es kam ihr mit niederschmetternder Gewißheit zum Bewußtsein, daß ihre Schicksalsstunde nahe gekommen war. Sie hatte Digby wegen seiner Schurkereien verhöhnt, aber sie wußte, daß er kein Mißleid mit ihr haben würde. Ganz gegen ihre Absicht hatte sie ihn bei seinen Plänen unterstützt, als sie gab, die Erbin des Dantonischen Vermögens zu sein. Sie hatte ihm gezeigt, daß sie sein Wesen durchschaut hatte, und war trotzdem in seinem Hause geblieben.

Die Tür ihres Raumes wurde zugeschlagen, der Schlüssel umgedreht, und sie blieb allein. Später hörte sie wieder das Summen des Propellers, als der Sponsor den Motor reparierte.

Sie mußte sehen, fortzukommen — sie durfte nicht hier bleiben, unter allen Umständen mußte sie entfliehen! Sie schaute sich verzweifelt um, wie sie hätte entkommen können. Aber die Fenster waren besetzt und verriegelt und es war kein anderer Ausgang als die Türe vorhanden. Ihre einzige Hoffnung blieb Jim, der wahrscheinlich ganz in ihrer Nähe genau wie sie selbst gefangen gehalten wurde.

Digby verlor keine Zeit. Er schickte Silva mit dem Auto fort, damit er so schnell als möglich zur Küste fahren und dem Kapitän des „Beagle“ eine Botenbotschaft überbringen sollte. Das Schiff sollte sich bereit halten, ihn noch heute abend an Bord zu nehmen. Er schrie schnell die verschiedenen Signale auf. Wenn Bronson in der Nähe der Küste eine grüne Leuchtkugel abschob, sollte auf der Fahrt ebenfalls ein grünes Licht abgebrannt werden. Ein Boot

sollte sofort an der Küstenseite der Nacht heruntergelassen werden, um sie auf der See aufzufischen.

Nachdem der Bote fort war, erinnerte er sich daran, daß er dem Kapitän dieselben Befehle schon gegeben hatte und daß der Spanier unmöglich die Fahrt heute abend noch erreichen konnte.

In ruhigeren Augenblicken hätte Digby andere Vorbereitungen getroffen. Drei Schammwesten waren ausprobiert und zu dem Flugzeug gebracht worden. Pistolen zum Abschließen von Leucht- und Landungsgeräten und sonstige Gerätschaften, die zu einem Nachtflug notwendig waren, fanden sich in dem Gepäckraum der Maschine. Bronson war jetzt vollständig beschäftigt mit dem Motor, denn der Fehler war noch nicht ganz behoben. Digby Groat ging vor dem Hause auf und ab und rauchte eine Zigarette nach der anderen vor Ungebuld und Furcht.

Er hatte Eunice noch nicht gesagt, daß sie sich fertig machen sollte, das mußte bis zum letzten Augenblick warten. Er wollte nicht noch einen Zutritt erleben. Er wollte ihr noch eine Spritze geben, das übrige würde dann leicht sein.

Fuentes trat zu ihm auf die Terrasse hinaus, denn er war begierig, die letzten Nachrichten zu erfahren.

„Glauben Sie, daß die Auffindung von Villas Leiche die Leute hier auf unsere Spur zieht?“

„Wie kann ich das wissen?“ fuhr ihn Groat an. „Kommt es denn darauf an? In einer Stunde werden wir fort sein!“

„Sie werden fortkommen,“ sagte der Spanier mit Betonung, „aber ich nicht. Ich habe kein Flugzeug, das mich außer Landes bringt. Javier hat auch keines, aber er ist noch besser daran als ich, denn er hat doch das Auto. Können Sie mich nicht mitnehmen?“

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte Digby gereizt. „Heute abend werden sie noch nicht kommen und Sie brauchen sich deshalb nicht

aufzuregen. Bis morgen früh können Sie schon eine weite Strecke zwischen sich und Kennett Hall gelegt haben.“

Er sprach spanisch mit ihm, aber Fuentes ließ sich nicht beruhigen.

„Was soll denn aus dem Mann werden?“ Er zeigte nach dem Westflügel, wo Jim gefangen saß.

Plötzlich kam Digby ein Gedanke. Vielleicht konnte er seinen bis dahin treuen Diener, der flüchtig seinen Befehlen gehorcht hatte, veranlassen, noch eine letzte Instruktion auszuführen.

„Fuentes, nur von diesem Mann droht Gefahr. Sehen Sie denn nicht ein, daß er uns alle vernichten kann? Aber niemand außer Ihnen und mir weiß, daß er hier ist.“

„Und außer diesem niederträchtigen Engländer,“ sagte Fuentes hinzü.

„Matters weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Dem können wir erzählen, daß er mit uns fortgegangen ist.“

Er sah Fuentes scharf an, aber der wollte nicht verstehen.

„Run sagen Sie doch selbst, lieber Fuentes,“ begann Digby wieder, „sollen wir diesen Mann leben lassen, damit er gegen uns ausfallen kann, wenn ein kleiner Schlag über den Schädel genügt, um ihn für immer verurteilen zu lassen?“

Fuentes richtete seine dunklen Augen auf Digby und zwinkerte.

„Run ja, mein lieber Mr. Groat,“ sagte er dann spöttisch, „dann töten Sie ihn doch. Es ist recht gemein von Ihnen, daß ich zurückbleiben soll, um nachher mit der Leiche aufgefunden zu werden. Ich habe einen fürchterlichen Schrecken vor englischen Gefängnissen und will unter keinen Umständen deswegen meinen Hals riskieren.“

„Sind Sie plötzlich so furchtsam geworden?“

„Ich fürchte mich genau so wie Sie. Wenn Sie wollen, daß er getötet wird, so tun Sie es doch selbst. Und ich weiß nicht einmal, ob ich das zulassen würde, denn Sie werden fortgehen und ich muß hier bleiben. Nein, nein, wir wollen diesen starken Kerl in Ruhe lassen. Er ist ganz tüchtig.“

Digby wandte sich verärgert ab.

„Der starke Kerl“ hatte sich in diesem Augenblick mit übermenschlicher Anstrengung auf seine Füße erhoben. Es war ein afrobatistisches Meisterstück und etwas von der Gemandtheit eines Schlangemenschens gehörte dazu. Er hatte sich mit dem Kopf gegen die Mauer gestützt, während er seine Füße langsam auf den Boden brachte.

Der Abend brach schon herein. Nach dem Summen des Motors zu urteilen, war die Reparatur beinahe beendet und Digby Groat würde nun wohl bald aufbrechen. Als er ihn durch die Spalten der Fensterrahmen in einer Höhe von etwa vier Fuß sah, wurde er in seiner Ansicht bestärkt. Von Eunice hatte er nichts entdecken können, aber er wußte auch mit aller Energie nicht an sie denken, denn er brauchte Ruhe und fühlte Uebermüdung und jeder Gedanke an sie brachte ihm lähmenden Schmerz.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Das Zeppelin-Sanatorium.

Die Kergin Olga Opitz aus Karlsruhe, die neben der englischen Berichterstatterin Boby Drummond-Hay als einzige Frau die Fahrt des Zeppelins mitgemacht hat, berichtet in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ über ihre Eindrücke in bezug auf das Befinden der Passagiere. „Luftkrank wurde niemand, Arbeit gab es also nicht für mich. Als kurz nach Stuttgart einer der Herren sich an einer zerbrochenen Flasche die Hand zer schnitt, gab es ein lustiges Hallo: Her mit dem Arzt! Der Arzt muß kommen, wir haben einen Schwerverwundeten! Mit Hilfe des Verbandstaschens war das Unglück schnell wieder gutgemacht. Manche Herren, die starke Raucher sind, litten sehr unter der Sehnsucht nach ihrer Zigarette und hatten sie zum Trost kalt im Mund, denn Rauchen ist streng verboten. Ja, jede Art von offenem Feuer bedeutet für das Luftschiff und seine Insassen eine Gefahr.“ Nach Ansicht der Kergin sind die hygienischen Bedingungen des Zeppelins geradezu ideal; auch Cöener hat einmal behauptet, daß man aus dem Luftschiff ein ideales Sanatorium machen könne. „Frisch und wohl fühlt man sich die ganze Zeit,“ schreibt die Kergin, „und ich glaube, daß trotz des starken Luftzuges, der durch die offenen Fenster entstand, niemand eine Erkältung davongetragen hat. Besonders wehle es in den Führerraum, wo die wittersehten Herren gar nicht an Frieren dachten. Sie waren viel zu beschäftigt dazu.“

Die Wunderlampe des Meeres.

Ein in der Tiefsee lebender Leuchtorgan trägt den Namen „Wunderlampe“, weil seine Leuchtorgane in der Tat mit einer Lampe zu vergleichen sind. Dieser Fisch lebt in einer Wassertiefe, in die kein Lichtstrahl mehr dringt. Er schwimmt inmitten seiner nachdunklen Umgebung wie in einer festlichen Beleuchtung herum, da er sowohl an seinen langen, bandartigen Fingern als auch unter den Augen Organe besitzt, die entweder einen

leuchtenden Stoff absondern, oder selbst leuchten. Diese „Wunderlampe“ des Meeres ist mit zweihundertzwanzig Leuchtorganen ausgestattet, die nach Bedarf leuchten oder auch ausgeschaltet werden können.

Der Wunsch eines arischen Vegetariers.

Es ist gewiß kein Scharfzücker, sondern der „Herzogenwälder“ eines überzeugten Rasse- und Lebensanalysten, der kürzlich in der „Vegetarischen Warte“ abgedruckt war. Man liest dort:

„Lebensreformer, Anfang dreißiger, gebildet, wünscht mit gebildetem deutschen Mädel zwecks Heirat in Verbindung zu treten. Bedingungen: Alter etwa 17—22 Jahre, arisch-germanische Rasse, blondes Haar, langschädlig gezeugt und geboren von streng vegetarisch lebenden Eltern, am Rutenbrust gestillt, vegetarisch ernährt und in lebensreformerischem Sinne erzogen. Anhängerin der Rassenkultur und der Reformreligion (Theosophie). Freundschaftliche Zuschriften in obigem Sinne mit Lebenslauf und Bild in Reformtracht sowie drei Ganzkörperschwarz- und Vorder-, Seiten- und Rückenansichten, an die „Vegetarische Warte“ erbeten. Strengste Verschwiegenheit zugesichert und verlangt.“

Es gibt zwar ein Volkswort, das sagt „Gleich und gleich gesellt sich gern“. Doch fürchte ich diesmal, daß der Jüngling das verlangte Mädel nicht findet, weil nach Ausfagen bekannter Irrenärzte solche Sorte Menschen zu den seltensten Exemplaren gehören. W. W.

Die Hunde der GPU.

GPU ist bekanntlich die politische Polizei in Rußland. Deshalb sollte sie nicht Polizeihunde zu ihrer Verfügung haben? Es war auch nicht schwer auf die Idee zu kommen, daß Hunde entsprechend abgerichtet, für die Jagd auf russische Staatsbürger, die ohne Paß die Grenze überschreiten, ein vorzügliches Mittel sein müßten. Tatsächlich wird von diesen intelligenten Tieren in den Grenzgebieten, insbesondere in sumpfigen und waldigen Gegenden mit Erfolg Gebrauch gemacht. Mehrere Dugend Grenzüberläufer wurden von ihnen bereits geschnappt. Hin und wieder entsteht da zwischen Tieren und Menschen ein regelwörter Kampf. Den Sieg trägt die Schusswaffe davon. Erst vor kurzem ist ein berattiger Menschenjäger in Bekland festgenommen worden, weil er die Grenze unversehens überschritten hatte. Es wäre tatsächlich besser, anstatt Hunde auf die eigenen Bürger zu hegen, die Ausreisebedingungen zu erleichtern und die Auslandsreisen billiger zu gestalten.

Vom dritten Stockwerk in die Arme der Mutter.

Im südfranzösischen Städtchen Salernes wurde kürzlich ein Kind auf fast wunderbare Weise vor dem Tode gerettet. Die Mutter hatte der kleinen neunjährigen Adrienne von der Straße aus zugerufen, sie solle ihr ein Geldstück herunterwerfen. Das Kind heugte sich zu weit aus dem Fenster und verlor das Uebergewicht. Die entsetzte Mutter stürzte mit vorgestreckten Armen unter das Fenster und konnte wirklich ihr Kind auffangen. Die Rettung ihrer Tochter kostete der Mutter nur einen Schlüsselbruch, und das Kind selbst erlitt lediglich einige geringe Verletzungen.

Kommis.

Die Befichtigung der Unteroffiziere im Geographiewarrricht war beendet. Befriedigt wandte sich der Oberst mit folgenden Worten an die verammelten Offiziere:

„Meine Herren, mit den Leistungen ihrer Schüler bin ich im allgemeinen durchaus einverstanden. Nur eins ist mir aufgefallen: Einige sagten, die Erde drehe sich um die Sonne, andere behaupteten, die Sonne drehe sich um die Erde. Meine Herren, an sich ist das ja eigentlich ganz gleich, aber im Regiment wollen wir es doch wenigstens gleichmäßig machen.“



Freitag, 4. Januar.

Berlin.

- 11.00, 14.00 Beka-Parlophon-Platten.
- 15.30 Dr. Dr. O. Venzmer: Moderne Serum- und Impfstoffgewinnung.
- 16.00 Stunde mit Büchern. Tierbücher.
- 16.30 Albert Ehrmann: Chinesische Epik.
- 17.00 Tee-Musik aus dem Hotel Engländer.
- 19.00 Paul Kräfte: Die Wünsche der Angestellten zur aktuellen sozialpolitischen Gesetzgebung.
- 19.25 Dr. Adolf Grabowski: Bolivien und Paraguay.
- 20.00 Abendunterhaltung. Josef Platz spricht.
- 21.00 Dr. Hans L. Gontars: Religiöse Strömungen in der Arbeiterschaft.
- 21.30 Musik der Oceanwelt.

Königswesterhausen.

- 14.30 Kinderlieder.
- 15.00 Dr. Degner: Die voranteligen Spielkarte (als Tischgespräch).
- 15.40 Trude Herrmann: Warum Franzosen?
- 16.00 Hauptmann a. D. Meyer: Der Beruf des Fliegers.
- 16.30 Uebertanzung des Nachmittagskonzerts Leipzig.
- 17.30 Reichsminister Dr. Curtius: Wirtschaftsbilanz 1928.
- 18.00 Dr. Joh. Günther: Einführung in das Verständnis des Dramas (Arbeitsgemeinschaft).
- 18.30 Englisch 107 Fortschritte.
- 18.55 Stad.-Rat Dipl.-Ing. H. R. Müller: Werkmeisterlehrgang für Facharbeiter: Maschinenbau, Behe- und Fördertechnik.
- 20.00 Uebertanzung von Berlin.
- 21.30 Dr. R. H. Eitel: Die Nationalhymnen der Völker.
- 22.45—23.15 Bildfunkkonzerte.

